

Der zehnte Deutsche Soziologentag in Detmold (16. bis 18. Oktober 1950)

I.

In der schönen früheren Residenz Detmold, einer der wenigen unzerstörten Städte des Nordwestens, fand vom 16. bis zum 18. Oktober dieses Jahres der zehnte Deutsche Soziologentag statt. Auch dieser von der Deutschen Gesellschaft für Soziologie veranstaltete Kongreß, nach Frankfurt a. M. 1946 und Worms 1948 der dritte nach dem Kriege, fand rege Anteilnahme. Als der Präsident, Prof. Leopold von Wiese, ihn eröffnete, hatten sich aus dem Kreise der Mitglieder der Gesellschaft, aus der Praxis des sozialen Lebens, aus der Journalistik und aus manchen anderen Berufszweigen etwa 200 Teilnehmer zusammengefunden; unter ihnen erfreulicherweise auch einige Ausländer.

Da manche der Teilnehmer von der vorhergehenden Pyrmonter Tagung des „Vereins für Sozialpolitik — Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften“ nach Detmold gekommen waren, gleich den Besuch zweier wissenschaftlicher Veranstaltungen so miteinander verbindend, mag wohl bei einigen der Gedanke aufgekommen sein, was denn überhaupt der Sinn und Zweck, aber auch der Erfolg solcher Kongresse sei. Zu dieser Frage und zu der heute immer wieder geäußerten Ansicht, es würden in Deutschland (wie auch in den anderen Ländern) zu viele solcher Zusammenkünfte abgehalten, vermochte dieser Soziologentag reichliches Anschauungsmaterial zu einer Antwort zu geben. Die Detmolder Tagung hat gezeigt — das kann und muß hier festgestellt werden —, daß ein generelles (negatives) Urteil über wissenschaftliche Tagungen ungerechtfertigt ist; wenn, wie es hier geschah, Fragestellungen für eine Behandlung herangezogen werden, die nicht nur „aktuelle“, sondern auch für eine Erörterung in einem solchen Kreise besonders geeignete sind, wenn — und diesen Faktor sollte man nicht außer acht lassen — auf die Aufnahmefähigkeit der Zuhörer Rücksicht genommen wird, wenn durch vorherige Publizierung der „Leitsätze“ der Redner eine Vorbereitung der Diskussion getroffen wird, dann wird sich ein Beitrag zur Frage des Verhältnisses von Theorie und Praxis, von Wissenschaft und realem Leben ergeben, wie er sich hier darbot. Daß von dieser schier ewigen Fragestellung in Detmold kaum gesprochen wurde, obwohl sie vor allem bei dem Thema „Bürokratisierung“ ständig „durch den Raum schwebte“, ist vielleicht das wesentlichste Zeichen für das Gelingen dieser Tage.

Es ist wahrlich nicht Absicht des Referenten, hier einer Ausdehnung des Kongreßwesens das Wort zu reden. Aber es war nicht so, daß man all denen, die Tagungen von Gelehrtenesellschaften und wissenschaftlichen Veranstaltungen überhaupt von vornherein mit Skepsis

begegnen, hätte zurufen mögen: Wo sind denn die Tagungen der vielerufenen Praktiker, auf denen eine solch fruchtbare Verbindung theoretisch-systematischer Forschung und empirischer Untersuchungen auf der einen und der Nutzbarmachung der gewonnenen Erkenntnisse für die Belange der Praxis auf der anderen Seite in einem solchen Ausmaße zu finden ist? Wo wird das wirklich „Aktuelle“ in solch freimütiger Darlegung zum Gegenstand von Referaten und Diskussionen gemacht, bei denen zwar die Standpunkte und Meinungen mehr als einmal aufeinanderstoßen, stets aber das eine Ziel erkennbar ist: der Verbesserung der Bedingungen unseres sozialen Lebens zu dienen und all das abzuschwächen, was uns an Härten und Hemmnissen in den Weg gestellt ist? Uns will scheinen, als sei durch die innere Geschlossenheit dieses Kongresses für beide Teile — Theorie und Praxis — fruchtbringende und erfolgreiche Arbeit geleistet worden; mancher Widerhall in der Öffentlichkeit darf als Bestärkung in diesem Urteile aufgefaßt werden.

II.

Jedem der beiden Verhandlungstage war ein Thema zugedacht. Das des ersten war der Problematik der Gegenüberstellung von „Heimat und Fremde“ gewidmet. Prof. Fedor Stepun, München, behandelte in einem von hohem ethischen Pathos durchdrungenen Vortrage die allgemeine Fragestellung, während Prof. Helmut Schelsky, Hamburg, die spezialisierte Fassung „Die Flüchtlingsfamilie“ zum Inhalt eines materialgefüllten und instruktiven Referates gewählt hatte.

Besonders wertvoll waren in Stepuns, des gebürtigen Russen, Referat die Begriffsbestimmungen von Heimat, Fremde, Vaterland und Staat, von Emigrant, Flüchtling, Patriot und anderen Worten, die längst zum Sprachgebrauch des Alltags zählen, dadurch aber auch unbestimmt und vieldeutig geworden sind. Immer wieder leuchteten in seinen Ausführungen die Erfahrungen seines eigenen Lebens durch, die ihm zu aufschlußreichen Parallelen zu den heutigen deutschen Verhältnissen Anreiz boten. Seine Worte gipfelten in der Forderung nach Errichtung eines überstaatlichen Gebildes, in dem sich die Heimatliebe ungestört entfalten könne. Aus der Diskussion ist zu erwähnen die Entgegnung und Zurückweisung einer Übertragung des Begriffes „Ortsversetzte“ auf die deutschen Flüchtlinge durch Frau Dr. E. Pfeil, München, die den Lebensbereich etwa der ostpreußischen Bevölkerung einschränkte. Bayern oder Schleswig-Holstein sei für sie „Fremde“.

Schelskys Bericht über die von der Akademie für Gemeinwirtschaft (Hamburg) ausgeführten Untersuchungen zeigten die Möglichkeiten (aber auch die Grenzen) empirischer Forschung auf. Sorgfältig herausgearbeitet wurden hier die Wandlungs- und später die Stabilisierungs-

tendenzen, so wie sie in den Flüchtlingsfamilien beobachtet wurden. Als ein besonders interessantes Ergebnis habe sich erwiesen die Erscheinung, „daß in der Wechselwirkung zwischen Einheimischen und Flüchtlingen keineswegs die sozial-statischen Strukturen der Eingewesenen, sondern die in der sozialen Dynamik des letzten Jahrzehnts erworbenen Verhaltensweisen der Flüchtlinge und der ihr ähnlichen Familiengruppen die entscheidenden, die Entwicklung der Gesamtgesellschaft vorwiegend determinierenden Kräfte zu bilden scheinen“. In der Aussprache wurden neben Ergänzungen vor allem noch Beiträge zu der von Schelsky behandelten Frage der Radikalisierungstendenz innerhalb der Flüchtlingsgruppen geboten. (Prof. Sultan, M. E. Graf zu Solms, Dr. Dr. Zottmann.

III.

Auch bei dem Thema des zweiten Tages „Bürokratisierung“ war eine gewisse Zweiteilung gegeben, insofern als der erste Redner, Prof. C. A. Emge, Mainz, in präziser Darstellung die Schwächen und die positiven Werte des Bürokratismus analysierte und ihre Auswirkungen auf das menschliche Dasein zeigte, während Prof. Arnold Gehlen, Speyer, um die Findung einer Therapie bemüht war. So bot sich auch hier eine wertvolle Ergänzung, die nicht zuletzt der Diskussion zugute kam.

Emge bezeichnete den Vorgang „Bürokratisieren“ als eine Abart des „Organisieren“; werde beim Organisieren bereits „abgebildet“, „transformiert“, aus Perspektiven verkürzt, also Leben simplifiziert, so geschehe dies beim Bürokratisieren in sozusagen zweiter Potenz: auf Papier. Als Folge dieser sich immer mehr ausbreitenden „sozialen Krankheit“ prophezeite er eine sinnentleerte Welt, in der der denkende und beseelte Mensch allenthalben von Anordnungen umgeben sein werde. Der Mensch wird zum Antragsteller oder zum Bedürftigen, der als „Vorgang“ durch die Maschinerie der Bürokratisierung läuft.

Besondere Beachtungen fanden in den Ausführungen Gehlens seine Vorschläge zur wirksamen Abwehr des „Autoritätskomplexes“ und des „immanenten Perfektionismus“. Dabei wandte er sich gegen eine durch ausgeklügelte Auslesemethoden (Testverfahren u. ä.) vollzogene Auswahl der Beamten, sah vielmehr in einer zweckentsprechenden und vielseitigen Verwendung des einzelnen eine Möglichkeit. Hierzu gehöre ein rotierender Dienst, der die Beamten durch alle Zweige und Sparten der Verwaltung führe; periodische Mitarbeit in Ministerien, die den Unterschied zwischen dem lokal gebundenen Aufgabenbereich und der RessortEinstellung klarlege; Attachierung jüngerer Beamten zu Landräten, Regierungspräsidenten, Ministern und anderen leitenden Männern.

In längeren Diskussionsausführungen hob Prof. G. Weisser, Köln, u. a. besonders die Notwendigkeit einer Intensivierung der ehrenamtlichen Tätigkeit hervor. Ihm schloß sich Dr. v. d. Gablentz, Berlin, an. Dr. P. Coulm a s, Hamburg, wies auf den Unterschied von Bürokratie und Bürokratisierung hin, der nicht immer beachtet worden sei. Bürokratie sei eine Verwaltungsform; diese könne entarten. Eine solche „Bürokratisierung“ gebe jedoch nicht das Recht, die Bürokratie als solche abzulehnen. Prof. Sult a n, Heidelberg, trat für eine enge Verbindung von Bevölkerung und Verwaltungsangehörigen, etwa in Form von „Foren“ ein. Frl. Dr. E. Linp i n s e l, Dortmund, fand die treffende Bemerkung, man solle dem subalternen Beamten „die Furcht vor dem Präzedenzfall nehmen, ja, ihn gerade zur Schaffung von solchen Fällen ermuntern“. Prof. H. Mo e l l e r, Tübingen, wies auf die Zerspalteneheit der modernen Bürokratie hin, im besonderen den „Ressortpartikularismus“, der angesichts der Interdependenz der von der Bürokratie zu bewältigenden Arbeitsobjekte nicht leicht mit den gewöhnlich vorgeschlagenen Mitteln überwindbar sei. Als „Bürokrat“ (als der er sich vorstellte) forderte schließlich Staatssekretär Dr. K r o h n, Detmold, die Beibehaltung des Berufsbeamtentums und die Entwicklung des Trotzes bei den Beamten.

IV.

Eingeschoben zwischen die Behandlung dieser beiden Fragenkomplexe fand am Nachmittage des ersten Tages ein Rundtafelgespräch statt, das unter das Thema „Gibt es soziale Gesetze?“ gestellt war. Diese Art Gespräch, die zuerst in Worms als Versuch einer neuartigen Diskussionsweise eingeführt worden war, erwies sich auch diesmal als nützlich. Einmal legt sie den Rednern nicht eine strenge Beschränkung in der Redezeit auf, wie sich dies nun einmal bei allgemeinen Diskussionen kaum ganz vermeiden lassen wird, dann aber treten hier noch die einzelnen Standpunkte klarer hervor, da eine Bindung nur durch den Rahmen der jeweiligen Fragestellung gegeben ist. Von einer vorherigen Bekanntgabe von Leitsätzen war deshalb auch abgesehen worden.

Nach einleitenden Worten des Gesprächsleiters L. v. W i e s e gab Dr. Dr. Dr. Gerhard St o b r a w a, Frankfurt a. M., eine Einführung, die aber schon die Form eines selbständigen Referates hatte. Gesprächsteilnehmer waren Prof. Stoltenberg, Weilburg, Prof. Herr f a h r d t, Marburg, Doz. Dr. Ge c k, Bonn, Prof. Weisser, Köln, Prof. Br i n k m a n n, Tübingen, Prof. Sch e l s k y, Hamburg, Prof. Mackenroth, Kiel, J. v. Kemp s k i, Hembsen, Prof. Stepun, München, Prof. Wolgast, Nürnberg, und Doz. Dr. Peters, Köln.

Auf eine Wiedergabe der Ausführungen muß hier verzichtet werden; es darf in diesem Zusammenhang aber darauf hingewiesen werden, daß die Verhandlungen in der Kölner Zeitschrift für Soziologie veröffentlicht werden. Nicht unbeantwortet aber kann die Überschrift eines Artikels in einer Frankfurter Zeitung bleiben, die in Hinsicht auf dieses Gespräch von „Verlegenheiten der Soziologie“ spricht. Erwartete denn der Berichtstatter eine Beantwortung dieser Frage in Form einer Resolution? Daß eine solch zentrale Frage wie die hier gestellte nicht einmütig in einer Richtung wird beantwortet werden können, wird jedem einleuchten, der sich nur einigermaßen mit dieser Problematik befaßt hat. Zudem: über eine bis ins letzte geklärte Frage zu diskutieren, wäre ein Unding. Was erreicht werden sollte, war die Präzisierung der Schauweisen und Ansichten und darüber hinaus die Aufweisung der Möglichkeit eines gemeinsamen Weges. Wer aber von den Teilnehmern wäre nicht reicher an Eindrücken und Einsichten vom Gesprächstische aufgestanden? In seiner Eröffnungsansprache zum Kongreß sagte L. v. Wiese: „Derjenige, der sich mit Hingabe und Liebe der Soziologie widmen will, muß einer sehr ernststen Wahrheit ins Antlitz schauen: er muß in gewissem Sinne ein resignierender Asket sein, er muß wissen, daß er sich nur an einem Jahrtausende alten Gespräch ohne Ende beteiligt.“

V.

Wenn wir nun — an letzter Stelle — diese Eröffnungsansprache des Präsidenten erwähnen, so deshalb, weil er in ihr, dem Brauche folgend, zu Beginn eines jeden Soziologentages, einen Rundblick auf die gegenwärtige Situation unsrer Wissenschaft zu werfen, Feststellungen traf, die von ganz allgemeiner Gültigkeit für die soziologische Wissenschaft sind. Er sprach von dem ungeheuren Organisationseifer, der sich in den letzten Jahren entwickelte; warnte vor der Gefahr, daß in der Fülle der empirischen Untersuchungen der schöpferische Gedanke ersticke. „Aber alle Techniken des Zählens und Befragens haben die Eigenschaften von Wucherpflanzen: sie drohen den Baum der Erkenntnis zu ersticken; denn nur zu oft steht man am Ende papierverschlingender und kostspieliger Zählungen bei dem, was man vorher schon wußte.“ Die Experimente der Naturforscher seien handgreiflich verifizierbar, unwiderlegbar, so weit sie sachlich richtig sind; der Soziologie jedoch stehe geschlossenen Meinungschören gegenüber, „die heil, heil! rufen, wenn ihre Interessen durch die aufgestellten Lehren befriedigt werden; aber, wenn sie diese verletzt wähnen, ebenso bereit sind, zu kreuzigen oder zu schweigen. Die Wirkung der Lehren der Soziologie hängt von dem veränderlichen Zeitgeiste ab, der je nach

den ihm gerade siegreich erscheinenden Interessen bald ja, bald nein zur Theorie sagt. Oft schweigt er völlig, bis man sich vielleicht in einer viel späteren Stunde — meist nach dem Tode des Forschers — der alten Lehre erinnert. Selbst nicht dem Philosophen, noch weniger dem Psychologen widerfährt ein gleiches Geschick.

Aber das soll uns gewiß nicht abhalten, mit den Geheimnissen des Zusammenlebens der Menschen zu ringen. Diese Arbeit wird uns durch die Beobachtung erleichtert, daß heute viele Menschen weit und breit fühlen, wie notwendig dies ist. Notwendig sind auch die vielen Techniken, die heute in den Zweigen der speziellen Soziologien genutzt werden; aber das viel Wichtigere ist: der ringende, suchende Gedanke“.

K. G. Specht-Köln